

Glückliche Opiumbauern

Die Opiumbauern in der ostafghanischen Drogenprovinz Nangarhar freuen sich über die Vertreibung der Taliban, weil sie jetzt wieder ungehindert Mohn anbauen können. Die Ernte verspricht gut zu werden

Sven Hansen, Jalalabad

Kurz hinter dem Stadtrand von Jalalabad grüßt ein Schild in blauer UNO-Farbe: „Willkommen in einem drogenfreien Afghanistan“. Schon nach wenigen Kilometern ist das Gegenteil der Fall. Zuerst versteckt zwischen Weizenfeldern, dann immer offener und schließlich überall sind hier Mohnfelder zu sehen, aus denen Opium und Heroin hauptsächlich für die Märkte in Europa gewonnen wird. Gesät wurde im November und Dezember, also während und unmittelbar nach Vertreibung der Taliban, geerntet wird im Mai. Jetzt jäten die Bauern das Unkraut zwischen den zur Zeit etwa löwenzahngroßen Mohnpflanzen.

„Opium bauen wir hier seit den 70er Jahren an,“ sagt Ahmad, während er den Ghettoblaster leise stellt, der ihn vom Feldrand aus bei der Arbeit mit Musik beschallt. Die ostafghanische Grenzprovinz Nangarhar, deren Hauptstadt Jalalabad ist, war einst bekannt für ihre Zitrusfrüchte. Doch seit einigen Jahren zählt sie zu den größten Drogenanbaugebieten des Landes. 70 Prozent der Weltopiumproduktion kamen aus Afghanistan, bis die Taliban vor eineinhalb Jahren überraschend ein Mohnanbauverbot durchsetzten, mit dem sie vergeblich ihre internationale Anerkennung erreichen wollten.

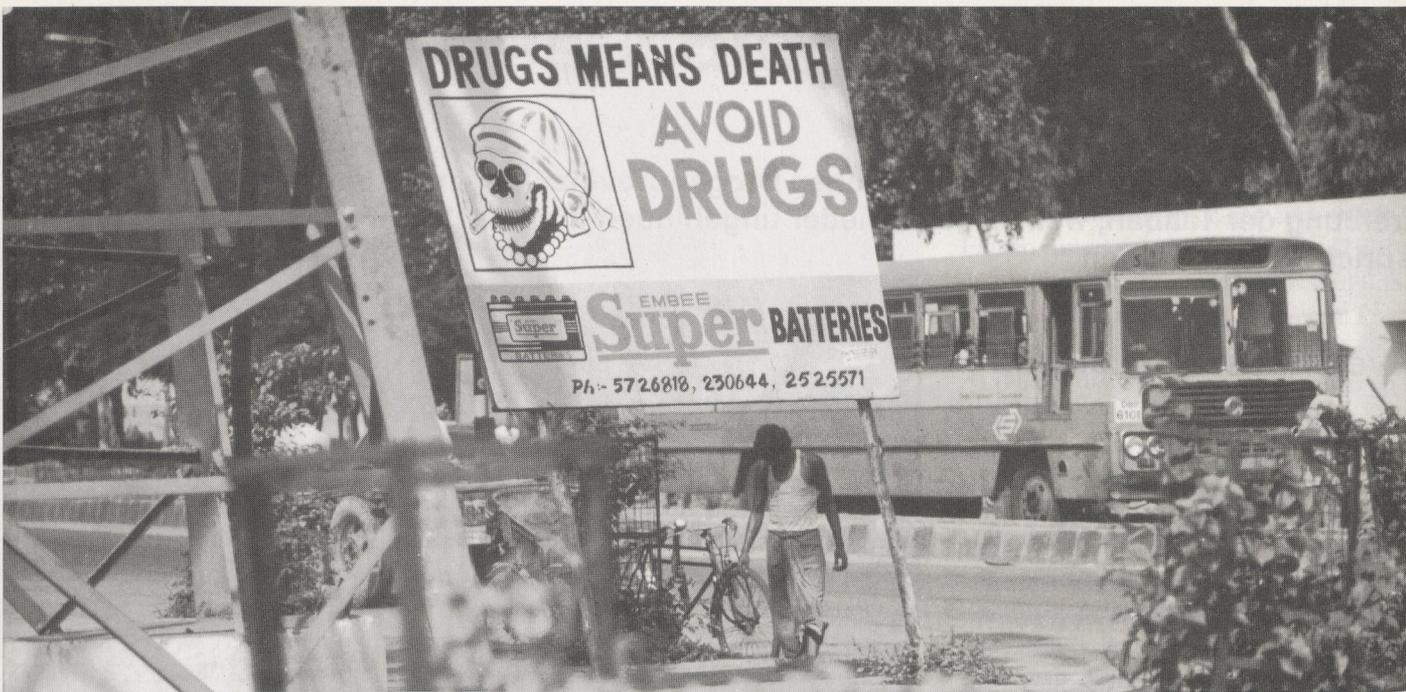
Das Verbot betraf nur den Anbau durch

die Bauern, während der Drogenhandel nicht beschnitten wurde. Der ging nach der Rekordernte im Jahr 2000, als landesweit 4.500 Tonnen Opium produziert wurden, ungehindert weiter. „Wer hier Macht hatte, durfte auch unter den Taliban noch anbauen,“ berichtet Ahmad. „Manche kamen auch nur mit einer Strafe davon, doch den meisten wurde es verboten.“ Im letzten Jahr vor dem Anbauverbot produzierte der 24-Jährige auf seinem etwa einen Fünftel Hektar großen Feld elf Kilogramm Rohopium. Dafür bekam er damals 15.000 pakistanische Rupien, etwa 300 Euro.

Heute baut seine Familie auf ihrem ins-



Opium macht Bauern glücklich (Foto: Walter Keller)



Der Konsum harter Drogen aus Afghanistan ist in ganz Südasien tödliche Realität (Foto: Walter Keller)

gesamt fünf Hektar umfassenden Landbesitz nahe Daulatzi im Chaparhar-Distrikt wieder fast nur Mohn an. „Hier pflanzen das jetzt alle wieder an, die das schon früher getan haben,“ sagt Ahmad. Die Bauern würden darin durch den Opiumpreis bestärkt, der nach dem Verbot auf bis zu 35.000 Rupien pro Kilogramm anstieg. „Unser Problem ist das Wasser, das hier sehr knapp ist,“ erläutert er. „Wenn wir Weizen anbauen, müssen wir siebenmal bewässern, bei Opium nur zweimal. Und mit Opium verdienen wir das Zehn- bis Zwanzigfache als mit Weizen.“

Von Programmen der UNO, Mohn durch die Kultivierung anderer Pflanzen zu ersetzen, will Ahmad noch nicht gehört haben. Auch nicht davon, daß die Interimsregierung von Hamid Karzai den Anbau von Opium verboten hat. Zumindest hat sie es hier offenbar nicht durchgesetzt. Das hätte die Regierung wohl auch weiter geschwächt. „Wir brauchen Bewässerung und Jobs,“ fordert Ahmad, der durchaus gewillt scheint, bei entsprechenden Angeboten auf den Drogenanbau zu verzichten. „Die Hilfe sollte aber nicht an die Regierung fließen, sondern direkt an die Bauern.“

Zwei Kilometer weiter berichtet Bauer Kharim, sein ganzes Dorf lebe vom

Opiumanbau. „Als die Taliban mit ihren Soldaten herkamen und uns den Opiumanbau verboten, haben unsere Dorfältesten protestiert. Doch die Taliban haben die Felder mit Traktoren umgepflügt,“ erzählt der 35-jährige. „Jede Familie hier hat dabei viel Geld verloren, wir sind alle mit mehreren 100.000 Rupien verschuldet.“

Nach dem Sturz der Taliban sind in Nangarhar die *Warlords* an die Macht zurückgekehrt, die schon früher in den Drogenhandel verwickelt waren. Die Regierung Karzai ist auf diese *Warlords* angewiesen, um in den Provinzen überhaupt etwas Macht zu haben. „Das Opium wird von hier über die Berge nach Pakistan geschmuggelt,“ erklärt Kharim, und zeigt auf die schneebedeckten Gipfel am Horizont, die Afghanistan vom Nachbarland trennen. Die Händler seien Pakistani. In Pakistan werde auch das Opium zu Heroin verarbeitet. Im 30 Kilometer entfernten Tora Bora, wo Usama Bin Laden einst eine Bergfestung in Höhlen bauen ließ, sollte ein Stausee angelegt werden, meint Kharim. „Dann hätten wir Wasser und auch elektrischen Strom. Mit Wasser könnten wir Kartoffeln und Zuckerrohr anbauen.“

Im nächsten Dorf Gauda Chisma berichtet der 70-jährige Hafizullah, daß er vor dem Verbot zuletzt 35 Kilogramm

Opium produziert habe. Im Dorf hätten die Taliban die Mohnfelder abgebrannt, die Bauern aber zum Teil entschädigt. Bei der Durchsetzung des Verbots habe auch eine Dürre geholfen. Beides sei jetzt zum Glück vorbei. Mit dem Anbau sei hier sofort wieder begonnen worden, noch während die US-Luftwaffe die benachbarte Taliban-Kaserne bombardierte. „In diesem Jahr erwarte ich 25 bis 30 Kilogramm,“ sagt Hafizullah. Opium sei einfach anzubauen und einfach zu verkaufen, geradezu ideal. Ja, er wisse um die negativen Effekte, deshalb rauche hier auch niemand das Opium selbst. „Das schicken wir doch zu Ihnen,“ sagt ein anderer Bauer aus der inzwischen zusammengeströmten Menge. Alle lachen. Ein Mann erklärt: „Wenn wir heiraten wollen, müssen wir Opium anbauen. Denn ohne können wir den hohen Brautpreis gar nicht bezahlen.“ Der betrage 1,5 Millionen Rupien, rund 30.000 Euro.